

Gustav Heinemann - ein Christ in der Politik

von Pfarrer Harald Wagner

Am 23. Juli 1899 zeigten Otto Heinemann und seine Frau in Schwelm hocheifrig die Geburt eines prächtigen Sohnes an. Er erhält nach seinem Großvater den Namen: Gustav Walter, liebevoll „Tüpp“ genannt. Otto Heinemann weiß, wie er seinen Sohn erziehen will, als „Kerl, der sein Jahrhundert in die Schranken weist“. „Mache den Jungen niemals bange“ schreibt er seiner Frau und verspricht dem fünfjährigen einen Taler für die erste eingeworfenen Fensterscheibe. Vorankommen, ‚es zu etwas bringen‘ war Lebensinhalt des Vaters. Christentum und Glauben spielte in dieser Familie nur am Rande eine Rolle. Gustav Heinemann war zwar konfirmiert worden, aber auf einen regelmäßigen Gottesdienstbesuch legten die Eltern keinen Wert. 1906 brachte er sein erstes Zeugnis mit nach Hause und wechselte 1909 auf das Essener Goethe-Gymnasium. Gern ging er nicht zur Schule. Zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte mit Holzsäbel und Papierhelm, mit kriegerischem Lärm, Krieg gegen die Franzosen zu spielen. „Jeder Stoß ein Franzos, ‚jeder Schuss ein Russ“. Als Abiturient zog er in den ersten Weltkrieg, wurde schwer krank, kam in ein Soldaten-Erholungsheim. Mit 400 - 500 Skatspielen pro Tag verbrachte man die Zeit. Er wurde dann nur noch „Garnisonsverwendungsfähigkeit Heimat“ gemustert und zum Kriegshilfsdienst bei der Firma Krupp eingeteilt, bis durch den Revolutionsausbruch am 9. Nov. 1918 die Arbeiter und Soldatenräte die politische Macht übernahmen. Heinemann studierte in Münster und Marburg. Er wollte Rechtsanwalt werden, promovierte zum Dr. jur. Dort lernte er auch seine Frau kennen, die aus einer Pfarrersfamilie kam und bei dem Neutestamentler Rudolf Bultmann Theologie studierte. Gustav Heinemann hatte damals eine ablehnende Haltung gegenüber dem Christentum. Er musste seinem Schwiegervater versprechen, seine Frau nicht vom Kirchgang abzuhalten. Es dauerte Jahre bis er seine Frau zum Gottesdienst begleitete. Die Frage seiner Tochter Uta, die unlängst für das Bundespräsidentenamt kandidierte, „Gehen eigentlich nur Mütter in die Kirche“ mag ein Anstoß gewesen sein. In einem Alter, in dem andere austreten, ist er bewusster Christ geworden. Kein Damaskus-Erlebnis machte ihn vom Saulus zum Paulus. Es war wohl das praktische Vorbild des Essener Pfarrers Friedrich Gräbers, eines schnörkellosen Predigers und sozial engagierten Kirchenmannes. Er holte Arbeitslose von der Straße. Er errichtete eine „Hoffnungskotte“, ein Bauernhof für Arbeitslose. Er war überhaupt mehr Bauer als Pfarrer. Bald begleitet Heinemann Pfarrer Gräber zum Schweineschlachten oder was es sonst noch in der Gemeinde gab. Dieses praktische Christentum, ohne große Geste Christ sein, ergriff immer mehr seine ganze Gedankenwelt und Lebenshaltung. So wurde der Anwalt und Prokurist der Rheinischen Stahlwerke in Essen 1933 auch Vorsitzender des

Kirchengemeinderates und ein Christ im Widerstand, gegen den Nationalsozialismus, gegen die Deutschen Christen. „Man muss Gott mehr gehorchen als dem Reichsbischof.“ Er schrieb Briefe an Hitler, setzte sich für abgesetzte Pfarrer ein, und er nahm an der berühmten Barmer Bekenntnis-Synode teil, an der er mit Karl Barth die berühmte Erklärung formulierte: „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt ist, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.“ Es ist in unserem Gesangbuch Nr. 836 abgedruckt. Nach Barmen stehen Christen unter Gottes kräftigem Anspruch auf unser ganzes Leben.

1937 wurde er Vorsitzender des CVJM Essen. Weil ihm die Bekennende Kirche nicht kritisch und radikal genug im Kampf gegen den Nationalsozialismus erschien, legte er seine Ämter nieder. Im Krieg erlebte er in Essen die Folgen des Bombenkrieges. Er schrieb an seine Kinder: „Haltet fest an der Hand des Vaters im Himmel, von dessen Liebe Euch keine Gewalt, noch List jemals scheiden kann.“

In der Nachkriegszeit wurde er zum Oberbürgermeister von Essen gewählt und war Mitbegründer der rheinischen CDU. Er leitete die Aufbauarbeit der vom Krieg zerstörten Stadt. Oft griff er selbst zur Schaufel, um den Schutt wegzuräumen. Seit 45 gehörte auch als einziger Nichttheologe der Leitung der Evang. Kirche im Rheinland an. Er hat mitgeholfen, dass die sogenannte „Stuttgarter Erklärung“ nach dem Krieg 1945 formuliert wurde: „Durch uns ist unendliches Leid über viele Länder und Völker gebracht worden. Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.“

1949 wurde Heinemann Bundesinnenminister in Bonn unter Konrad Adenauer und mehr und mehr zu seinem politischen Gegner.

Als Adenauer in einsamem Beschluss die Wiederbewaffnung der Bundeswehr betrieb, legte er sein Amt nieder. Heinemann war kein Pazifist. „Wenn ein Krieg das größere Übel ist in Vergleich zu dem, was abgewehrt wird, dann hört die Bejahung des Kriegsdienstes als eine mögliche Pflicht des Christen auf“. Gott habe dem Deutschen Volk zweimal die Waffen aus der Hand geschlagen, ein drittes Mal sollte es nicht sein. „Sieht man wirklich nicht, dass die dominierende Weltanschauung unter uns aus nur drei Sätzen besteht? „Viel verdienen. Soldaten, die das verteidigen und Kirchen, die beides absegnen“ sagte der damals 55-jährige Heinemann als Präses der Synode der EKD. Damals wie heute eine Provokation. Sie kostete ihn das Amt des Präses der EKD. Seine Gegner nannten ihn bald Gandhi, was soviel wie Spinner hieß. Heinemann hat die Grundordnung der EKD mitbeschlossen, war Mitglied der rheinischen Kirchenleitung im Präsidium des Kirchentages und Mitarbeiter des Weltkirchenrates. Heinemann gründete die Gesamtdeutsche Volkspartei, zu der auch Erhard Eppler und unser jetziger Bundespräsident Rau gehörten. Und kämpfte für die

Wiedervereinigung beider deutscher Staaten. Er verteidigte in seiner Anwaltspraxis politisch verfolgte, beriet Kriegsdienstverweigerer, half mit, Hunderte von Menschen aus den DDR-Gefängnissen herauszuholen. 1957 fand er eine neue politische Heimat in der SPD. 1958 kämpfte er gegen die Bewaffnung der Bundeswehr mit Atomwaffen. „Nicht alles ist zu tun erlaubt, was der Mensch tun kann. Wenn Völkerrecht sittliches Gebot, wenn Gottes Weltregiment etwas gelten soll, so ist mit den Massenvernichtungsmitteln eine Grenze erreicht, die der Mensch nicht überschreiten darf“. In dieser Linie wird der ÖRK 1983 in Vancouver formulieren: „Atomwaffen sind ein Verbrechen an der Menschheit“. Über aller politischen Arbeit, über allem Erfolg oder Misserfolg war für ihn „Gott im Regiment“. Gegen den Antikommunismus in Deutschland setzte er sein: „Christus ist nicht gegen Karl Marx, sondern für uns alle gestorben.“ 1966 wurde er Justizminister im Kabinett der Großen Koalition, setzte die Reform des Strafrechtes in Gang und unterstützte die neue Ostpolitik. 1969 wurde er als „politisches Gewissen der Nation“, wie Willy Brandt ihn nannte, zum Bundespräsidenten gewählt. „Er verlor nie die Fähigkeit, die Welt von unten her anzuschauen“. Unten, das war die Sicht der kleinen Leute, der Bauern, der Arbeiter, sagte sein Freund Helmut Gollwitzer von ihm.

Christsein und Politik, Kirche und Staat, war sein Lebensthema. Für ihn war klar: Gott zu dienen, heißt dem Menschen zu dienen und dies heißt, politisch werden. Am 7. Juli 1976 verstarb er in Essen. An seinem Ende hat der Freund und Theologe Helmut Gollwitzer, der die Traueransprache halten wird, an seinem Bett gewacht, ihm vorgelesen, Lieder vorgesungen, dem zeitweise Verwirrten beruhigend zugeredet, und dann die Traueransprache gehalten.

„Er war gläubig, er wusste wohin er ging.“ Helmuth Schmidt sagte von ihm: „Man weiß wenig von ihm, wenn man nichts von seiner Frömmigkeit weiß“. Seine politischen Überzeugungen hatten ihre Wurzeln im seinem christlichen Glauben. Die Bibel war für ihn das revolutionärste Buch, das es gibt.

„Wenn ich gestorben bin“, so schrieb er einmal in einem Gedicht

„werden sie aufstehen

Einer wird sagen

ich sei gegangen

Sie - das sind die Gefährten der Arbeit

Sie - das sind die Gefährten des Kampfes

Sie - das sind die Gefährten des Glaubens

Sie alle werden sagen

ich sei nun fortgegangen

Dann wird ihr Werken weitergehen

Denn sie haben viel zu tun.“

Darum schlieÙe ich mit der bedeutungsvollen Geschichte, mit der auch Gustav Heinemann 1974 seine Amtszeit beschloss:

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts tagte in einem Staat des nordamerikanischen Mittelwestens das Parlament dieses Staates. Ein fürchterliches Unwetter, wie es in jener Gegend vorkommt, zog herauf und verdunkelte den Himmel. Es wurde schwarz wie die Nacht, und der Weltuntergang schien nahe. Die Parlamentarier wollten voll Schrecken die Sitzung abbrechen und aus dem Sitzungssaal stürmen. Der Sprecher des Parlaments rief Ihnen zu: Meine Herren! Entweder die Welt geht jetzt noch nicht unter, und unser Herr kommt noch nicht - dann ist kein Grund vorhanden, die Sitzung abzubrechen. Oder unser Herr kommt jetzt - dann soll er uns bei der Arbeit finden. Die Sitzung, die Mitarbeit am Reich Gottes geht weiter! Amen!